

allen untermenschlichen Geschöpfen von sich aus leistet. Trotzdem handelt es sich hier nicht um Willkürhaftes: Fehlt Form und Ordnung, d. h. herrscht Unmoral, dann zersetzt sich das menschliche Gemeinschaftsleben genau im gleichen elementaren Sinn, wie sich ein Tier zersetzen würde, welches der Form seiner äußeren Gestalt und dem naturgewollten Stil und Rhythmus seines Lebens untreu würde. Ein solches Tier — eine rein imaginäre Größe — verginge sofort. Der Einzelmensch mag nun freilich unmoralisch genug leben, ohne zu scheitern. Dafür sterben unmoralische Kollektivitäten, wie alle Geschichte beweist, unweigerlich früher oder später aus. Vom großen Gesichtspunkt der Natur aus beurteilt, steht also beim Menschen auf Verlust von Form und Ordnung genau im gleichen Sinne Todesstrafe, wie sie beim konstruierten „unmoralischen“ Tiere stände.

Wie sind dann aber die unmoralischen Zeiten zu verstehen, die es periodisch immer wieder gegeben hat, und die doch kein Ende eingeleitet haben? Die Antwort ist in der Grunddefinition der Moral, nämlich daß sie Form und Ordnung an sich bedeutet, weder weniger noch auch mehr, bereits enthalten. Bricht eine Form oder Ordnung auf — gleichviel, welche dieses sei —, dann ist zeitweilige Unmoral normal, genau wie der Krieg, wenn einmal das Gleichgewicht zwischen zwei Völkern zerstört ist, normal erscheint, trotzdem er alles das heiligt, was sonst als Verbrechen gilt. Nur darf Unmoral eben nur einen Übergangszustand zu neuer Moral, d. h. zu neuer Form und Ordnung bedeuten. Bleibt es bei jener, dann führt sie unweigerlich zum Rassetod, genau wie ein kein Ende nehmender Krieg zu absolutem Ende führen müßte. Wurde dies bisher verkannt, so lag das daran, daß unter Moral immer eine bestimmte Moral verstanden wurde. Freilich sind nicht unbegrenzt viele Arten von Form und Ordnung möglich, genau wie es nicht unbegrenzt viele Tier- und Pflanzentypen gibt. Wohl aber haben mehrere Arten bewährter Moral bestanden, und so können immer wieder neue, nie dagewesene entstehen.

Wir haben sonach keinerlei Veranlas-

sung, die jüngst-modernen Eheformen und erst recht nicht die Sittenlockerung als dauernde Problemlösung anzusehen. Dies verbietet, von den besonderen Erwägungen des bisher Ausgeführten abgesehen, schon die eine Grunderwägung, daß es sich bei Moral im allgemeinen und Ehe im besonderen um das handelt, was Goethe die Naturformen des Menschenlebens hieß. Alles Geistgeborene ist grundsätzlich wandlungsfähig. Die Natur aber bleibt sich, nach Menschenmaß gemessen, immer gleich. Es steht auch nicht in des Geistes Macht, die Form und Ordnung des Menschenlebens wesentlich zu wandeln — nicht zwar eine bestimmte Moral, wohl aber das, was man „Moral an sich“ heißen könnte, ist Naturdiktat. Und **ebenso ewig ist die Urform ehelicher Gemeinschaft.** Hier beginnt Freiheitsbetätigung nicht mit Willkür, sondern mit dem *Amor fati*: Viel vermag sie zu leisten, doch nur unter der Bedingung, daß sie die Fundamente des Lebens nicht gefährdet. Sobald sie dies versucht, dann ergeht es ihr höchstensfalls wie Ikaros oder Luzifer.

III.

Der Wandel im Verhältnis der Geschlechter

Jetzt sind, scheint mir, alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, um zum Problem des Titels — der Ehe der Zukunft — mit Verständnis Stellung zu nehmen. Rekapitulieren wir: Bloße Änderung ist noch kein Fortschritt; in vielen, ja, den meisten Hinsichten schwingt der Pendel des weiblichen Selbstgestaltungswillens vom Mannweib zu desto betonter Weiblichkeit zurück; Unmoral ist nur als Übergangszustand nicht todesschwanger; die Form der Ehe an sich ist überhaupt nicht Problem. Was diesen letzten Satz betrifft, so lese man seine genaue Begründung im *Ehe-Buch* nach. Nichtsdestoweniger hat eine tief wurzelnde, in ihren Konsequenzen noch gar nicht zu übersehende Wandlung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander und damit in erster Linie von dessen schwierigster, weil intimster, verantwortungsvollster und dauerhaftester Form, der Ehe, stattgefunden.